

Baden im Spiegel seiner Gäste

Autor(en): **Münzel, Uli**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Badener Neujaersblätter**

Band (Jahr): **62 (1987)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-324303>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BADEN IM SPIEGEL SEINER GÄSTE

HERAUSGEGEBEN VON ULI MÜNZEL

JOHANN KASPAR LAVATER

Johann Kaspar Lavater (1741 bis 1801) gehört zu den bedeutendsten Schweizer Geistesgrößen und genoss zu seiner Zeit europäischen Ruf. Vor allem ist er ein Repräsentant des 18. Jahrhunderts und in diesem wiederum ein Vertreter des für Zürich so illustren Zeitalters. Er war reformierter Geistlicher in Zürich und als solcher zwar ein Vertreter der Orthodoxie, aber nicht ein engstirniger, sondern verantwortungsbewusster und furchtloser Christ. In seiner Jugend huldigte er dem «Sturm und Drang» der neuen Generation, was ihm die Freundschaft Goethes einbrachte, die sich dann aber später von seiten Goethes als einem «dezidierten Nichtchristen» in Feindschaft umwandelte. Wenn auch Lavaters zahlreiche Schriften, mit Ausnahme vielleicht seiner «Physiognomischen Fragmente», kaum mehr gelesen werden, so soll doch seine aufopfernde, edle und staatsmännische Gesinnung unvergessen bleiben. Sein Badener Kuraufenthalt im Jahre 1799 ist von ganz besonderer, nur ihm widerfahrener Art: Er wurde nämlich durch die Helvetische Regierung verhaftet und deportiert. Darüber schrieb er einen ausführlichen Bericht.

Bibliographie: Freymüthige Briefe von Johann Kaspar Lavater über das Deportationswesen und seine eigene Deportation nach Basel. Nebst mancherley Beylagen, Urkunden und Anmerkungen. Zugeeignet allervörderst dem helvetischen Vollziehungsausschuss, sodann allen Freunden und Feinden der Freyhait und Menschenrechte. Winterthur in der Steinerischen Buchhandlung. 1. Band 1800, 2. Band 1801.

Aus dem 14. Brief

Des Verfassers Deportationsgeschichte. Anfang, Reise nach Baden – und Aufenthalt daselbst.

Lieber Freund!

Ich komme nun auf meine eigene Geschichte – die, wenn nicht interessant für die Welt, doch für Sie unterhaltend seyn kann.

Am Dienstag nach Pfingsten, den vierzehnten März 1799 fuhr ich, meiner Gesundheit wegen, mit meiner Frau nach Baaden. Ich mußte mich so stille halten, wie möglich, konnte im Hinfahren wenig sprechen – und wenn ich Einen schmerzlosen Moment hatte, so dacht' ich an die jämmerliche Lage unsers armen Vaterlandes.

Auf dem Wege sprachen wir mit der Familie Salis im Eggbühel, bey welcher Gelegenheit ich den nun von seiner Wache befreysten Salis – und seine Ruhe bewunderte; Sein Prozeß blieb, wie schon oben gemeldet, unausgemacht.

Ruhigere, friedlichere, Genußreichere Tage hatt' ich indeß in meinem Leben nie – als diesen, obgleich regnichten Dienstag, und den darauf folgenden Mittwoch. Ein Besuch vom Munizipalbeamten, dem Bürger Rordorf, abgerechnet – hatten wir gar keine Gesellschaft, als uns selbst – und wir genossen uns ruhiger und ununterbrochener, als es uns in mehr als zwey und dreyßig Jahren unsers Ehestandes nie zu lieb geworden war – Denn jedermann weiß, wie unser Haus in Zürich den ganzen Tag den verschiedenen Klassen und Menschen offen stehen muß – und wie nie ein halber Tag ganz ununterbrochen Beysammenseyns uns zu Theil werden kann. Ich badete dreymal – Das Baad schien Anfangs meine Schmerzen mehr aufzuregen, als zu mildern – Ich schrieb Briefchen an meine Freunde, revidierte eine Vorlesung über die Vortheile, welche sich Moral und Religion von der neuen Ordnung der Dinge zu versprechen hätten, und gab mir Mühe, meine gute Frau, die keinen Glauben an diese Vortheile sich abgewinnen konnte, zu bekehren – und Ihr den Himmel-weiten Unterschied zwischen der Konstitutions-Ordnung und der wirklichen, sich über die Konstitution wegsetzenden, Regierung klar genug zu machen.

Sorgenlos legten wir uns Mittwochs Abends, gegen einander über, zur Ruhe; Die erste Hälfte der Nacht hatt' ich ziemlich leidlich durchgebracht. Nicht so die Zweyte. Rücken- und Seitenschmerzen, und ein banges Drücken über den Magen raubten mir und meiner guten Frau, die mich, so oft ich mich nur rühren wollte, schreyen hörte, allen Schlaf. Früher als gewöhnlich, weil an keinen Schlaf mehr zu denken war, hob' ich mich im Bette auf – nahm meine Schriften zur Hand – eine Menge Briefchen nach Zürich, die bereit lagen, abzugehen, und denen ich noch ein Paar Worte beyfügen wollte – und besonders einige mir aus der Ferne gesandte höchstwichtige Papiere – oder vielmehr Auszüge daraus. Einige vertraute, durchaus unpolitische Schriften christlicher Freunde, worin sie ihr Herz auf die offenste Weise gegen mich

öffneten – waren auf meinem Bette und einem Tischchen neben an verbreitet. Ich hatte eben, vor VI. Uhr meine Schaale Kaffee getrunken, worauf ich mich, wie gewöhnlich, etwas besser befand – Kaum war ich fertig – so sah ich drey, Anfangs mir unbekannte Mannspersonen (zum Schrecken meiner guten Frau, die schnell den Vorhang zog) – in mein Zimmer treten. Bürger Tobler von Zürich, ehemaliger Unterstatthalter des Kantons – Dann Regierungsstatthalter vom Kanton Schafhausen – Nun, da Schafhausen in österreichische Hände gefallen war – so viel ich weiß, Kommandant über gewisse Truppen, – fiel mir als der Bekannteste, und seiner Scherpe wegen, zuerst in's Aug – Dann Freund Affsprung, ein Gelehrter, von Ulm gebürtig, Der vor nicht gar langer Zeit, als Kosmopolitischer Patriot helvetischer Bürger geworden war – Dann ein Unbekannter – Es war der Unterstatthalter von Baaden – Bürger Bürgisser von Bremgarten, wie ich nachher vernahm – Ich bat die Herren sich zu setzen, und war innerlich so ruhig, als ich gerade vorher bey meiner Frau allein gewesen war, und so nichts Arges ahnend – als ob sie nicht da wären. Ich kann mir Dieß selbst kaum erklären. Aber es war nun einmahl so. Tobler fieng an – «Ich soll die gegenwärtige Person, eine Magd, «hinausgehen heissen» – Sie gieng weg – Dann eröffnete Er mir ganz gelassen, und mit Anstand: «Bürger Pfarrer! Wir sind von dem helvetischen Vollziehungs-Direktorium beauftragt, Ihre Papiere alle zu Handen zu nehmen und zu versiegeln». –

So äusserst unerwartet mir Dieß itzo war, so ruhig blieb ich – ich kann es selber kaum begreifen. Die einzige merkbare, unangenehme Empfindung, deren ich mich noch zu erinnern weiß, war Die: «Arme Frau – wie wird dir hinter deinem Vorhange zu Muthe seyn» – Sie rührte sich aber nicht – «Nun, in Gottes Namen», sagt' ich, «so nehmen Sie eben hin, was Sie finden, und vollziehen Ihren Auftrag!» – «Sodann» – sagte Er weiter, «hab' ich den unangenehmen Auftrag, Ihnen anzuzeigen, daß Sie sogleich, in so kurzen Tagreisen wie möglich, nach Basel deportiert werden sollen». –

Eben so unerschrocken, wie das Erste, hörte ich Dieß an – und erwiederte – «Nun – ich habe nichts dagegen, und werde mir Alles gefallen lassen – Bedenken Sie indeß meine kränkelnden Umstände» – Meine gute Frau rief zum Bette heraus – «Was? meinen kranken Mann, der hieher kam, sich zu erholen, deportieren – Dieß kann in Gottes Namen nicht seyn – Ich lasse meinen Mann nicht weg – Man kann Ihn bewachen, wie man will – Er wird gewiß nicht entfliehen – Aber in seinen elenden Umständen ihn wegführen, das wäre... wenigstens, will ich mit»... Ich suchte die gute Frau zu beruhigen – sagte übrigens dem Bürger Tobler ungefähr Folgendes – «Ich gebe es Ihnen zu bedenken, ob ich gleich zu Allem völlig bereit bin – ob es klug sey, diese gewaltsame Maaßregeln gegen einen unschuldigen notorisch kranken Mann,

und gegen einen öffentlichen Lehrer in dieser Gährungszeit vorzunehmen – Ich fürchte daher Unannehmlichkeiten für die Regierung – Ich fürchte, das Publikum und meine Gemeinde wird es gewiß nicht mit gleichgültigen Augen ansehen – Ich sage Dieß wahrlich nicht um Meinetwillen – Ich bin, Gott weiß, zu Allem, ohne einige Furcht, Meinethalben bereit – Aber ich bezeuge Ihnen, daß ich die halbe Nacht vor peinlichen Schmerzen, von denen ich allein durch das Baad und angefangne Kur Erleichterung hoffte, mich kaum rühren konnte... Wenn es nur auch noch einige Tage anstehen könnte – Sie können sich darauf verlassen, ich würde gewiß nicht entfliehen».

«Sie haben doch», erwiederte Tobler, «erst am Pfingstmontag gepredigt».

«Ja», sagt' ich, «ich berufe mich auf meine Gemeinde, Hausgenossen und Freunde, mit welcher Furcht und Beschwerde – Ich predigte so oft ich konnte, und sehr oft muß' ich mich aus dem Bette auf die Kanzel, und von der Kanzel wieder in das Bette begeben, beynahe allemahl nach jeder Predigt ward ich genöthigt, eine Zeitlang unthätig – und ganz ermattet zu ruhen – und dieses Kränkeln dauert schon Monate – Hier hofft' ich mich nun mit Gottes Hülfe zu erhohlen».

«Ob ich dann, fragte Er mich weiter, sagen könne, daß es mir physikalisch unmöglich sey, von Baaden abzureisen?»

Ich antwortete – «Dieß könne ich nicht sagen – indem ich vorgestern von Zürich auf Baaden, wiewohl mit großer Beschwerde, gefahren sey – Aber seit ich in Baaden sey, habe sich, besonders die letzte Nacht, mein Schmerz sehr vermehrt».

Er gieng mit dem Einten seiner Gefährten Einen Augenblick zur Thür hinaus, ohne Zweifel, um sich zu berathen, was zu thun seyn mögte – Kehrete aber sogleich zurück – und sagte: «Er könnte es nicht gestatten, daß ich hier bleibe. Er müsse seinen Auftrag vollführen».

«Nun, in Gottes Namen!»! sagt' ich – vollkommen ruhig – «So geschehe, was Gott will!»! – und suchte nur meine arme, meiner Gesundheit wegen, so äusserst sorgsame Frau zu beruhigen – Was ich Ihr sagte, mag ungefähr auf Folgendes heraus kommen. «Liebe Seele! Du siehst – Es muß seyn! Es sey! Bleib du in Gottes Namen gelassen, und bey den Deinen! Gehe von Baaden zurück – Sey sicher – Gott wird mich allenthalben Freunde finden lassen, die für meine Gesundheit Sorge tragen werden. Freund Mieg in Basel ist ja ein geschickter Arzt; Auch hab' ich mehrere Freunde dort, Denen man wohl mich zu besuchen erlauben wird. Mir wird nichts mangeln. Gott ist zu Basel, wie zu Baaden und in Zürich. Ermahne dich itzt, und ergieb dich drein. Es ist Gottes Wille, wie du siehst. So gewiß du von meiner Unschuld überzeugt bist, so gewiß kannst du auch zum voraus überzeugt seyn, daß mich Gott nicht verlassen, und meine Unschuld an den Tag bringen wird. Ich müßte

wenig gelernt haben, wenn ich nicht gelernt hätte, in einem solchen Fall kindlich und furchtlos Gott zu vertrauen. Uebrigens, Liebe, hoff' ich: Ich werde bald wieder kommen. – Steh itzt auf in Gottes Namen, und suche mir das Nöthige zusammen, und ich will mich anziehen, und den Weg gehen, den Gott mich gehen heißt».

An die Entfernung der gegenwärtigen Bürger – ungeachtet wir Beyde noch im Bette lagen, an die Möglichkeit, noch ein vertrauliches, etwa ökonomisch-nothwendiges Wort mit meiner Frau zu sprechen – war nicht zu gedenken. Von der Ergreifung, Einsammlung, Versiegelung meiner Papiere hab' ich noch nichts gesagt. So wenig ich das mindeste Besorgniß haben konnte, daß etwas Gefährliches oder Verräthersches gefunden werden mogte, so mußt' ich doch alle meine Geduld zusammen nehmen, allen Glauben an Gottes, Alles leitende Fürscheidung, und alle Hoffnung eines guten und erfreulichen Ausgangs. Ich mußte alles Gefühl für Recht und Freyheit, für Diskretion, Humanität Billigkeit einige Momente gleichsam unterdrücken, da ich nicht nur die auf dem am Bette stehenden Tische liegenden unerlesenen Papiere aller Art – (man kann denken, ob ein Mensch, der nicht geradezu allen Verstand verlohren – geheime verräthersche Staatsschriften offen neben sich auf einem Tische, wo man immer ab und zugieng, werde haben liegen lassen) da ich, sag' ich, nicht nur diese alle wegnehmen sahe, sondern die Inquisitoren – zu dem am Fenster stehenden Tischchen vorschreiten sahe – wo mehrere Brieftaschen und Portefeullen, häusliche Rechnungen, Briefe von Vertrauten, und allerley Papiere lagen, und sie das alles zusammen rafen, die Brieftaschen lären sahe, ohne daß man die Diskretion hatte, sie mir erst auch an mein Bette zu bringen, und mich aus den Portefeullen selbst vor den Augen der Inquisition die Papiere herausnehmen und ein Verzeichniß davon nehmen zu lassen – Man kam wieder an mein Bette, das man indeß nie aus dem Auge verlohrt, wo, wie gesagt, noch einige Papiere lagen, zum Beyspiel die oben schon angeführte öffentlich schon gehaltne Vorlesung, und besonders Briefe und Briefchen an meine Freunde in Zürich – die von meinem Befinden und Beschäftigungen Nachricht, und nöthige, dringende Kommissionen aller Art enthielten – Was mich aber am meisten schmerzte, war, daß einige mir anvertraute Schriften von christlichen Freunden, die wahrlich auf den ersten Blick gezeigt hätten, daß gar nichts, was auf den Staat einige Beziehung haben könnte, darin enthalten sey – Religiöse Tagbücher – gegen meine ausdrückliche Protestation – weggenommen wurden. Mir blieb nichts übrig, als drauf zu schreiben Depot. Ich konnt' mich nicht hinterhalten – dem Bürger Tobler ganz ausdrücklich, jedoch mit der sanftesten Ruhe, zu sagen: «Ist's möglich, daß Sie sich zu einer so Konstitutionswidrigen Handlung gebrauchen lassen»?

Er antwortete mit Kälte, die an ernste Würde gränzte – «Es ist ein Sacrifice (Opfer) das ich meiner Pflicht bringen zu müssen mich verbunden achte, übrigens, glaub ich, daß das Direktorium zu so einem Schritte befugt sey»!

Ich erwiderte hierauf – «Dieß glaub' ich durchaus nicht, daß das Direktorium solche Rechte habe – Uebrigens – wenn Sie vom Gegentheile überzeugt sind, so respektier' ich Ihre Gewissenhaftigkeit in Ansehung dessen, was Sie für Recht und Pflicht halten – ich halte diese Handlungsweise für äusserst despotisch und tyrannisch».

Inzwischen hatte sich meine weinende Frau, unter dem Vorstand einer Magd, und ich mich vor meinen Augen und Ohrenzeugen, die wie gesagt, mich nie aus dem Gesichte verlohren, angezogen – und das Eine und Andre zusammen gemacht, geordnet und bestellt, was mir noch beyfiel – Die gelärten Portefeuillen eingepakt – samt einigen physiognomischen Blättern, worüber ich Urtheile zu schreiben angefangen hatte, und in denen der billige und bescheidene Unterstatthalter Bürgisser nichts Staatsverbrechliches fand, wie auch ein offenes Büchelgen – in welches ich allerley religiöse Gedanken für meine Frau eintrug, und welches von Ihm ebenfalls für unverfänglich erklärt, und mir ohne Bedenken überlassen wurde.

Alles war nun zusammen gemacht, was ich so vor der Hand nöthig erachtete; Ich schrieb noch, mit Erlaubniß der Obern, ein Beruhigungszeilchen an die Meinen in Zürich – «Fürchtet Euch nicht. Bleibt ruhig, wie ich es bin – Wo ich bin, da ist mein Herz; Wo mein Herz ist – da ist mein Gott» – oder so was.

Es mußte geschieden seyn. Mein gutes Weib mag mehr wissen, als ich, was ich Ihr noch tröstendes sagte. Sie zerfloß in Thränen – umarmte mich seegend – und konnte mich beynahe nicht entlassen – Auch die Magd schluchzte, und seufzte laut wider Das, was mir geschahe, so daß ich Ihr Still-schweigen gebieten mußte. Gott Lob! Ich blieb, in der klaren Ueberzeugung, daß diese Deportation Gutes wirken würde, so ruhig, als ob ich nur aus dem Zimmer in das Baad hinabgienge. – Kaum konnte ich mich von meiner guten Frau losreissen, und immer stieg es wieder in Ihr auf, daß Sie mit wollte, um meiner zu pflegen – Aber es mußte geschieden seyn. – Sie begleitete mich noch bis zur Treppe, wo man in den Hof hinabsahe – Da stand eine Voitüre die mich empfangen sollte, ein Dragoner bey derselben, und zwey Männer mit aufgepflanzten Bajonetten – (Man weiß nicht, wie man dieß lächerliche und erbärmliche Spiel – diese Charlatanerie von Furchtbarkeit gegen einen unbewehrten Religionsdiener, der nie keine Waffen trug, nennen soll!) So bald meine arme Frau die Bajonette sahe, schlug sie die Hände über dem Kopfe zusammen, und rief: «Mein Mann – und Bajonette!» Sie wandte sich um – Nie werd' ich die mit dem weissen Schnupftuch aufgehobnen Arme

meiner Frau, die ich nunmehr in ihr Zimmer zurück gehen sahe, vergessen. Gute Seele! Wie mußte Dir itzt in deiner Einsamkeit zu Muthe seyn!

Ich nahm noch von Toblern im Hofe mit einer redlichbürgerlichen Umar-
mung Abschied – und setzte mich zu Bürgisser in den Wagen – um an den
Ort meiner Bestimmung abzufahren.

In meinem Leben war ich nie ruhiger im Innersten meiner Seele. Eins nur
beunruhigte mich, daß meine Frau, wie allemahl, bey unangenehmen und an-
greifenden Vorfällen – erst in Ohnmacht sinken, dann krank werden würde.
Doch tröstete ich mich einiger massen mit Dem, was ich Ihr auch vor dem
Abschied mündlich gesagt hatte: «Es wird gewiß bald jemand nach Baaden
kommen, und Dir beystehen» – (welches auch geschahe.)

Sodann war's, in Ansehung meines Innern – meine erste Sorge (als ich aus
den Bädern nach der Stadt hinfuhr) «mir jeden Augenblick dieser neuen Epo-
che, möglichst, und seiner Natur gemäß zu Nutz zu machen».

So bald wir an das Stadthor von Baaden kamen, erblickt' ich noch vier Dra-
goner, die unser warteten – Ich sagte zu meinem Begleiter, der mich herzlich
verabschiedete: «So vornehm bin ich noch nie gereist»!

Dann stieg Affsprung, der vor uns her aus den Bädern in die Stadt hinauf-
gegangen war, das Nöthige zu besorgen, statt Seiner zu mir in den Wagen –
und wir fuhren, unter dem leicht merkbaren, staunenden, theilnehmenden –
starren Hinschauen und Hindeuten der Einwohner von Baaden den Weg
nach Melingen – und Lenzburg.

Der arme Affsprung, der die ganze Nacht zum Besten Helveziens gewacht,
und um zwey Uhr nach Mitternacht schon von Zürich nach Baaden zu der
patriotischen Heldenthat meiner Aushebung gereist war, schlummerte fried-
lich neben mir. Bald las ich ein wenig, bald schrieb ich einen oder zween Ge-
danken, zu denen mich die Geschichte des Tages veranlaßte – dachte an die
Meinigen, jede Minute zählend, wann ihrer jemand in Baaden bey meiner
Frau seyn mögte? Uebrigens, so leidlich es mir meiner Gesundheit halber
gieng, mußt' ich mich doch äusserst leise halten – und ich spürte in dem
ganzen Körper eine Erschlagenheit, mit Schmerz vermischt, die mich nicht
viel Gutes hoffen ließ – Im Ganzen genommen aber war mir deß ungeachtet
so ruhig wohl, daß ich mir in meinem Leben keinen unglücklichern Tag
wünschen mögte.

Aus dem 33. Brief

Letzte Stunden in Basel – Abreise – Ankunft in Baaden.

Lieber Freund!

Mit Rührung nahm ich Abschied von diesen verehrenswürdigen Männern in

Basel, die ihr Unglück mit der Ruhe des Weisen und der Heiterkeit der Unschuld, jedoch nicht ohne Wehmuth über den Verfall ihres Vaterlandes, ertrugen.

Ich hatte, damit ich keine Zeit verlöre, auf den Fall, daß das erwartete Fahrzeug auf den Mittag nicht käme – mir Eins auf den Nachmittag bestellen lassen, und der Regierungsstatthalter hatte die Güte, mir bey'm französischen General Ferino einen Paß auszuwirken.

Um IX. Uhr kamen wir nach Aarau. Mir wollte beynahe übel werden. Die freundlichen Wirthe Hunziker aber halfen mir bald zurechte. Ich aß in dem lieblichsten Familienkreis zu Mittag – vernahm mit Erstaunen und Schrecken, daß die Brücken zu Baaden und Wettingen abgebrannt seyen, und daß es mir schwer werden dürfte, hinüber zu kommen. Ich dachte einen Moment, mich auf Bremgarten zu wenden – gab aber den Gedanken sogleich wieder auf, weil dort Alles so besetzt sey, daß kein Mensch, um kein Geld, ein Quartier finden könnte.

Um halb zwey fuhr ich ab. Matt, staunend, seufzend, bis zur Gedankenlosigkeit hingeworfen. Nachher erquickte mich wieder mein lieber Paullus, der eine Menge froher Gedanken in mir aufregte.

Je näher ich gegen Baaden kam, desto lauter schlug mir mein Herz. Ich dachte an meine Abfahrt, mein vormaliges Begleit, die Dunkelheit, welcher ich vormals, die Heiterkeit, welcher ich itzo, wie ich hoffte, entgegen fuhr. Äusserst und bis zu Thränen rührend war es für mich, unbekannte Menschen, denen ich bekannt seyn mußte, rechts und links meines Wagens zu erblicken, aus deren Angesicht die sichtbarste Freude über meine Zurückkunft leuchtete, die auch wohl näher kamen, und mir die glückwünschende Hand boten. Auch im Städtchen Baaden, wo ich für einen Augenblick ausstieg, um dem General meinen Paß zu zeigen, war die Freude eben so allgemein, als sichtbar. – Der General schief. Ich ließ den Paß zurück, mit dringender Bitte, mich es wissen zu lassen, wenn ich ihm meine Aufwart machen könnte. Ich wollte in die Bäder hinabfahren – stieß aber auf eine französische Redoute, welche auf die Kaiserlichen jenseits der Limath gerichtet war. Ich stieg aus, und gieng zu Fuß hinab in den hintern Hof, wo ich das Zimmer, aus welchem ich deportiert ward, beziehen wollte – Es war aber von einem Franzosen besetzt – sonst war Niemand im ganzen Baadhofe. Meine Wirthsleute Dorer, die mich mit theilnehmender Wehmuth von ihnen abfahren gesehen, empfingen mich mit frohem Erstaunen, machten mir aber sehr wenig Hoffnung, hinüber kommen zu können. Ruhigbange Wehmuth befahl mich bey dem Gedanken: «Nur vier Stunden noch von meinem lieben Zürich – und Gott weiß, wie lange ich noch entfernt bleiben kann von dem Kreise der Freünde, die noch nichts von meiner Befreyung wissen, und deren frohe Bewillkommung ich

mir schon klarer zu denken wagte!»! Ich gieng in's Baad – schrieb an die Meinigen – ob ich durch irgend eine Geleenheit ihnen Nachricht von mir vor mir hersenden könnte?

Meines Schicksals also völlig unsicher, legt' ich mich müde und voll manigfaltiger Gedanken zu Bette, und konnte sehr lange den Schlaf nicht finden. Endlich konnt' ich alle meine Sorgen zusammenfassen und auf Den werfen, der für Alle allezeit väterlich und zärtlich sorgt.

Und so fand sich der erquickende Schlaf.

Aus dem 34. Brief

Baaden – bis Knonau.

Lassen Sie mich, lieber Freund, Ihnen weiter die kleinen Vorfälle, die mich hin und her warfen, erzählen. Die Ungewißheit meines Schicksals, und die körperlichen Beschwerden, die mich auf's neue überfielen, und die Erschwerung zum Ziele zu kommen, machten mir ein Paar schwere Tage und Nächte. Mein Entschluß war, nichts unversucht zu lassen, um nach Zürich zu kommen, jedoch auch nichts gefährliches zu wagen – und nichts zu erzwingen. Ich packte nur das Allernöthigste zusammen, um es allenfalls unter den Arm nehmen zu können. Gieng dann, Donnerstags den 13. Brachmonat, zu dem General Baillart, um meines Passes wegen bey ihm Antwort zu hohlen. Ich erhielt keine andere Antwort, als: «Er werde diesen Nachmittag Antwort von Brugg erhalten, die wolle Er mich gerade wissen lassen, übrigens könne Er nicht das Mindeste für mich thun». Das Wort: «Diesen Nachmittag» schnitt mir alle Hoffnung ab.

Ich gieng von da zu dem redlichen Rengger, damals Pfarrer in Baaden, mit dem Wunsch und einiger Hoffnung, Rath bey ihm zu finden. Er wußte noch nicht, daß ich freygesprochen war; Ich stand wie eine Erscheinung vor ihm; Er glaubte kaum was er sahe; Dann stürzte Er, Freudenthränen im Auge, auf mich zu und umarmte mich. «Ist's möglich, sind Sie frey»? O heiliges Gefühl theilnehmender Liebe, was für ein Pfand bist du von der göttlichen Würde des Menschen! Welch ein Bürg unserer Unsterblichkeit!

Der gute Rengger schnitt mir alle Hoffnung ab, daß der unerbittlich harte General Tarau (man pflegte Ihn auch Taurau zu nennen) mir die Überfahrt in die kleinen Bäder gestatten werde.

Traurig kehrte ich in mein Logis zurück, müde seufzend blickte ich gen Himmel, vergaß meine kleine Verlegenheit unter der allgemeinen Noth, und suchte Ruhe, wo ich immer Ruhe fand.

Nachher hatte ich einen angenehmen Besuch von Herrn Pfarrer Rengger, dem Statthalter Weber und Bürgißer, und einem Billiau von Bruntrut eine

auserlesene Gesellschaft, mit der man über Alles sprechen könnte und über Viel sprach.

Er war so gütig, mir auf Morgen einen Platz in seiner Chaise anzubieten, welches mich freute. Ich nahm die Anerbietung an, und glaubte, zur glücklichen Stunde zu ihm gekommen zu seyn. «So, dacht' ich, wär' es möglich, daß du am Sonntag Abend, gewiß unerwartet genug, in Zürich eintreffen könntest». Ruhiger, und nicht ohne Hoffnung kehrt' ich nun nach Hause zurück, packte alles zusammen, machte mich vollends reisefertig, schrieb an der Predigt, machte noch einige Besuche bey den Baldingers, die mir viel Liebe bewiesen – Baadete noch, aß im Baade zu Nacht, schrieb an die Meinigen, in der Voraussetzung, daß ich Briefe eher hinüber schicken, als mich selbst zu ihnen verfügen könnte.

Sonntags den 15.VI. 1799.

Nach einer leidlichen Nacht und stiller Besinnung – welche Freude, oder welches Mißgeschick mir bevorstehe – und Befestigung meines Sinnes, mir das Schlimmste gefallen zu lassen – indeß mich doch auch auf den möglichen Fall der Zurückkunft vorzubereiten – verließ ich die Bäder.

Vor VI. gieng ich in die Stadt (Baaden) hinauf, und dann mit dem Bürger Regierungsstatthalter Pfenninger in's Pfarrhaus – wo abermals unsre Lage der Inhalt unsers Gesprächs war.

Um sieben Uhr ungefähr fuhr ich in einer offenen Chaise ab.

Die Odyssee war aber noch keineswegs zu Ende. Lavater gelangte nicht nach Zürich, sondern nach Knonau, von dort auf Umwegen nach Klingnau, dann wieder nach Baden und endlich nach Zürich zurück.

Aus dem 40. Brief

15. August 1799

Ich stieg in der Sanktblasischen Prrostey in Klingnau ab – um dem dortigen Kapitular mein Kompliment zu machen. Ich war wie zu Hause; Sogleich aber ward ich von verschiedenen kaiserlichen Offizieren, die dort zu Mittag aßen, umringt. Ich bewunderte die Kenntnisse sowohl als den Scharfsinn mehrerer, und Alle äusserten Freude – An Fragen, die vorsichtige Antworten nothwendig machten, fehlte es nicht. Einige wünschten sehr, daß ich die Geschichte meiner Deportation herausgeben mögte – Allenthalbern stellte ich Diese als eine Lustparthey vor, die nur durch zwey Dinge – den Despotismus im Freyheitsvaterlande, und die Trennung von den Meinigen zu dieser Zeit, getrübt worden wäre.

Der gutherzige Herr Probst anerbote mir sein Fahrzeug so weit ich wollte – Ich nahm es an bis Baaden, wo ich Abends bey guter Zeit in den sogenannten

kleinen Bädern, wo sich kaiserliche Truppen aufhielten, ankam – aber mich vergebens nach jemand von den Meinigen umsah. Ich gieng noch ein Stück des Weges, auf welchem sie allenfalls herkommen würden, ihnen, wie ich hoffte, entgegen. Ein heftiger, Staubwolken aufregender Sturmwind trieb mich zurück. Des Weges unkundig verirrte ich so sehr, daß alles Bekannte sich mir aus dem Gesichte verlohren hatte; Kein Mensch, kein Haus in der Nähe war zu sehen; Ganz einsam und allein schien ich mir in der Welt zu seyn. Die Stärke des Windes, dachte ich, hat dich weit über dein Ziel hinaus getrieben; Es ist also kein ander Mittel, als umzukehren – Ich stemmte mich gegen den Wind, und wandelte durch nächtliche Staubwolken, wohin? wußte ich kaum. Endlich, endlich erreichte ich wieder einige Häuser, und unter diesen mein Quartier. Ich dachte über das Ausbleiben der Meinigen nach; Das Natürlichste war: «Die Ordonanz ist nicht angekommen». Ich entschloß mich also – den folgenden Morgen so früh wie möglich abzureisen, und die Meinigen sodann von einem Orte aus, wo ich ruhen würde, zu benachrichtigen – Bey dem Nachtessen ward ich von einem kaiserlichen Offizier, der bey einem meiner Freünde in Zürich neuerlich das Quartier gehabt hatte, und mir viel angenehmes von den Meinigen sagen konnte, auf's lieblichste unterhalten.

Freytags den sechszehnten August 1799 fuhr ich Morgens früh von Baaden ab, und kam unter tausend Gedanken, die ich so sehr wie möglich in Ordnung zu stellen suchte, im Ekbühl, dem Landhause meines abwesenden Freündes Salisan. Seine gutherzigen Töchtern empfiengen mich mit frohem Erstaunen.